A Grundlagen und Profil des Faches

A.1 Konzeptionelle Grundlagen

A.1.1 Gegenstand und Fachverständnis der Sprechwissenschaft

Baldur Neuber

Sprechwissenschaft befasst sich mit der Analyse, Beschreibung und didaktischen bzw. therapeutischen Beeinflussung ausgewählter Bereiche der Sprechkommunikation. Ausgangspunkt hierfür ist ein Verständnis der *Sprechsituation,* das die miteinander kommunizierenden Menschen („Wer mit Wem"), den Kommunikationsgegenstand (Worüber?), den Kommunikationsinhalt (Was?) sowie die Modalitäten (Wie?) als gleichrangige Faktoren betrachtet. Hinzu kommen Anlass und Ziel sowie zeitlich-räumliche Einflussfaktoren des Kommunikationsprozesses.

Eine weitere Besonderheit der Sprechwissenschaft ist die *integrative* Betrachtungsweise menschlicher Kommunikation. Alle Sprech- und Hörverstehensprozesse werden grundsätzlich als bio-psychosoziales Gesamtgeschehen betrachtet. Um diesen Ansatz zu sichern, setzt die Sprechwissenschaft auf paradigmenübergreifendes transdisziplinäres Vorgehen mit „traditionell" verbundenen Nachbardisziplinen, wie der Germanistischen Linguistik, Medien- und Kommunikationswissenschaft, Sprachsoziologie und -psychologie sowie zahlreichen weiteren Fächern; je nach Fragestellung: Medizin, Akustik, Psychoakustik oder auch zur Informatik und Wirtschaftsinformatik sind hier exemplarisch zu nennen.

Teildisziplinen der Sprechwissenschaft sind Sprech- und Stimmbildung, Phonetik und Phonologie, Rhetorische Kommunikation, Sprechkünstlerische Kommunikation, Störungen des Sprechprozesses. Die Herausbildung gerade dieser Fächerkombination ist v.a. historisch zu erklären, da die Sprechwissenschaft in ihrer Entwicklung immer wieder auf Desiderate in der Anwendungsforschung in unterschiedlichsten Gesellschaftsbereichen reagiert hat.

Alle Teilgebiete besitzen jeweils eigene Schwerpunkte in Lehre, Forschung und Anwendung. Zugleich sind sie durch den gemeinsamen Fachgegenstand – interpersonelle Sprechkommunikation sowie Betrachtung der miteinander redenden Menschen – eng miteinander verknüpft. Darüber hinaus ergeben sich fast immer transdisziplinäre Forschungs- und Anwendungsszenarien. Versteht man das Sprechen und Hörverstehen grundsätzlich als „Komplexphänomen", so ist die Berücksichtigung der physischen, physikalischen, linguistischen, psychosozialen, physiologischen, sozialen sowie kultur- und gesellschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkte ausnahmslos unverzichtbar; je nach Aufgabenstellung entweder eher latent oder auch ganz explizit.

Konkrete sprechwissenschaftliche Forschungen thematisieren spezifische Theorie- und Anwendungsszenarien, z.B. phonetische Regelsysteme, gesprächsrhetorische Abläufe, sprechkünstlerische Ereignisse u.a., wobei v.a. zumeist Details über die Sprechvorgänge und Sprechplanungsprozesse sowie die Hör- und Verstehenstätigkeit im Fokus stehen. Prinzipiell sind jedoch alle Faktoren der *Sprechsituation* von Interesse.

Methodologisch betrachtet versteht sich die Sprechwissenschaft vorwiegend als empirisch-theoretisch arbeitende Disziplin. Sie stützt sich somit insbesondere auf die Analyse von Daten aus der Sprech- und Hörverstehensrealität. Zudem entwickelt sie aber auch Theorien zur Klärung von Zusammenhängen, die empirisch nicht oder nur sehr bedingt erfassbar sind. Hierzu gehören z.B. ethische Aspekte der Sprechkommunikation.

Die verwendeten Forschungsmethoden weisen eine erhebliche Bandbreite auf und reichen von ausschließlicher Theoriebildung bis hin zu qualitativer und quantitativer Empirie. Typisch sind jedoch Methodenkombinationen und – für Außenbeobachter oftmals recht unkonventionell anmutende – paradigmenübergreifende Ansätze.

Sprechwissenschaft versucht u.a., die Faktoren der Kompetenz und Performanz miteinander sprechender Menschen zu erklären und Aussagen über die Effizienz bzw. den Grad an „Störungsfreiheit" bzw. „Gestörtheit" von Kommunikation und/oder Kommunikationsfähigkeiten zu bestimmen. Zugleich aber sucht sie nach Handlungsmodellen für optimale Sprechkommunikation sowie nach Verfahren für die Herausbildung entsprechender Fähigkeiten. Diese Bemühungen reichen von der therapeutischen Wiederherstellung elementarer Sprech- bzw. Verstehensleistungen für den Kommunikationsalltag bis hin zur Entwicklung künstlerischer Perfektion professioneller (d.h. beruflich ausgeübter) sprecherischer Aktivitäten.

Die langfristige Lehr- und Forschungsstrategie richtet sich deshalb sowohl auf die Beantwortung wissenschaftlicher Fragestellungen als auch auf die Planung und Umsetzung von Lehr- und Versorgungsleistungen im Feld sprecherischer Handlungskompetenz.

A.1.2 Psychische Strukturen des Sprechens und Hörverstehens

Baldur Neuber, Eberhard Stock

Psychische Strukturen des Sprechens und Hörverstehens gehören zum Gegenstand der Sprachpsychologie/Psycholinguistik, deren Arbeitsbereich aber auch Sprache-Denken, Schreiben-Lesen, Spracherwerb (Sprachontogenese), Mehrsprachigkeit und Sprachstörungen umfasst (s. z.B. Dietrich 2002). Manche Autoren zählen außerdem verschiedene Anwendungsfelder hinzu wie Fremdsprachenunterricht, Übersetzen, Forensik, Werbung (s. z.B. Langenmayr 1997). Im Folgenden werden neben der Produktion und Rezeption von gesprochener Sprache nur die Emotion in der Sprachverwendung, die sozialen Einflüsse auf die Kommunikation und die neurobiologischen Grundlagen skizziert. Weitere Hinweise auf psychologische Implikationen finden sich in den entsprechenden Kapiteln.

A.1.2.1 Zum Verhältnis von Sprachpsychologie und Psycholinguistik

Für die Untersuchung der psychischen Infrastruktur des Sprechens und Hörverstehens waren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei Traditionslinien bestimmend (für das Folgende vgl. Grimm/Engelkamp 1981 und Städtler 1998, jeweils die entsprechenden Artikel; ferner Rickheit et al. 2007, 14ff.): Die erste entwickelte sich in Anlehnung an die Arbeiten älterer deutscher Forscher (Wilhelm Wundt 1832–1920, Hermann Paul 1846–1921, Karl Bühler 1879–1963, Hans Hörmann 1924–1983) und war die der *Sprachpsychologie*; die zweite, seit 1953 in den USA als *Psycholinguistik* deklariert,

entstand als Folge der Auseinandersetzung mit dem dort lange vorherrschenden Behaviorismus. In den folgenden Jahrzehnten fand sie auch in Europa zunehmend Anhänger.

Die *Psycholinguistik* wurde in den 1960er-Jahren durch den hernach weltweit bekannten US-amerikanischen Linguisten **Noam Chomsky** (geb. 1928) geprägt. Mit seiner „Generativen Grammatik" (vorgestellt u.a. in *Aspects of a Theory of Syntax,* 1965; genauer z.B. in Skibitzki/Vater 2009, 285ff.) setzte er sich vom amerikanischen Strukturalismus ab und ordnete die Linguistik einer Kognitiven Psychologie zu. Deren Gegenstand sollte die *menschliche Sprach**kompetenz*** sein, verstanden als ein System mentaler Wissensstrukturen. Die Theorie der Kompetenz ist der Inhalt der Grammatik. Nach Chomsky (1965) steht der *Kompetenz* die *Performanz* (= Sprachgebrauch) gegenüber. Sie hat die Kompetenz als Grundlage, ist aber von sozialen, physischen und psychischen Faktoren (z.B. Sprechsituation, Ermüdung des Sprechers) abhängig.

Die Generative Grammatik beruht auf der Konstruktion eines idealen, nichtsituierten Sprecher-Hörers, der auf Grund der *psychologischen Realität* linguistischer Konstrukte wohlgeformte Sätze erzeugen und verstehen kann. Sie ist keine empirische Theorie. Demzufolge blieben Emotionen unbeachtet oder wurden auf kognitive Prozesse reduziert; auch Motorik und Verhaltenssteuerung wurden ausgeblendet (Städtler 1998, 562).

In den 1970er-Jahren vollzog die Psycholinguistik eine *kognitive Wende*, indem sie statt der Strukturen isolierter Sätze zunehmend das Verstehen von Texten untersuchte. Sie legte dabei die These zugrunde, dass dieser Prozess vom individuellen Weltwissen abhängig ist und über den jeweiligen Text hinausgreift. Es rückten Konnotationen (= wertende, emotionale, assoziative Nebenbedeutungen) und auch Emotionen in das Blickfeld, womit nach und nach die Situiertheit des Gesprochenen thematisiert wurde. In der weiteren Entwicklung schließlich orientierte sich die Psycholinguistik verstärkt auf die Kommunikation; sie erhob den Anspruch, die Sprachverarbeitung in ihrer Komplexität zu erfassen und dabei der Lebensrealität nahezukommen.

Die heutige Psycholinguistik (vgl. z.B. Dietrich 2002; Rickheit et al. 2007; Höhle 2010) vertritt damit weitgehend ähnliche Positionen wie die auf Wundt und Bühler aufbauende Sprachpsychologie, ist aber auf die Kognitionswissenschaft (= Zusammenschluss von Informatik, Linguistik, Philosophie, Neurowissenschaft, Anthropologie und Psychologie) orientiert. Die Sprachpsychologie dagegen, so **Theo Herrmann** (geb. 1929, ehemals Univ. Mannheim), einer ihrer profiliertesten Vertreter, ist in die *Allgemeine Psychologie* zu integrieren, die das menschliche Handeln/Verhalten und Erleben mitsamt seinen Bedingungen und Konsequenzen untersucht. Herrmanns Analyse (1994; 2005) geht vom Gesamtzusammenhang des Sprechens aus und hat handlungstheoretische Grundlagen (menschliches Handeln = durch Planen, Rückkopplung, hierarchisch-sequentielle Organisation und Interaktionismus gekennzeichnete Aktivität; s. Städtler 1998, 431f.). Eine solche Abgrenzung wird jedoch nicht von allen Autoren vorgenommen. Für Sprechwissenschaftler empfiehlt es sich, die Publikationen beider Strömungen zur Kenntnis zu nehmen. Im Folgenden kann nur auf einige im Vordergrund stehende Probleme hingewiesen werden.

A.1.2.2 Sprachproduktion

Der psychische Prozess der Sprachproduktion (hier nur der Produktion des Sprechens) besteht aus einer Reihe von Repräsentationen, von denen jede aus der jeweils vorausgehenden erwächst. Grob betrachtet verläuft der Prozess auf vier Ebenen (Rickheit et al 2007, 79f.):

1. *Pragmatische Ebene*: Der Anfang ist eine Intention als Reaktion auf Ereignisse der Umwelt oder Innenwelt. Bewusst oder unbewusst bildet sich die Absicht heraus, einem Anderen etwas mitzuteilen. Zu diesem Zweck muss sich der Sprecher auf den Hörer und die Umstände einstellen, d.h., er muss sich in der Situation „verankern" und einen Plan entwickeln. Diese Planung wird als *Konzeptualisierung* bezeichnet; ihr Ergebnis ist eine „Message", ein gedankliches präverbales (= sprachfreies) Konzept.
2. *Semantische Ebene*: Das Konzept wird sprachlich gestützt. Der Sprecher muss aus seinem Wissen Ausschnitte auswählen, die grob der Thematik entsprechen (Makroplanung) und diese mit kognitiven Schemata (= mental abgebildete Umweltkonstellationen, Handlungsfolgen u.ä.) und Propositionen (= abstrakte sprachlich ungebundene Wissenseinheiten) untersetzen (Mikroplanung).
3. *Morphosyntaktische Ebene*: Die Äußerung wird formuliert. Hierzu wählt der Sprecher Wörter aus, mit denen er den Inhalt übermitteln kann. Er bestimmt mit der grammatischen Funktion dieser Wörter ihre Form (z.B. Wahl der Flexionssuffixe) und legt schließlich ihre Reihenfolge fest, so dass die inhaltliche Beziehung zwischen ihnen fixiert ist.
4. *Realisationsebene*: Die geplante mentale Struktur wird mit Hilfe eines Artikulationsmoduls in ein akustisches Ereignis umgesetzt.

Zu dieser Abfolge gibt es in der einschlägigen Literatur zahlreiche voneinander abweichende Darstellungen. Eine sehr detaillierte und vieldiskutierte Theorie hat **Willem J. M. Levelt** (geb. 1938, MPI für Psycholinguistik, Nijmegen) ausgearbeitet und 1989 publiziert. Rickheit et al. (2007) geben sie mit folgendem Modell wieder:

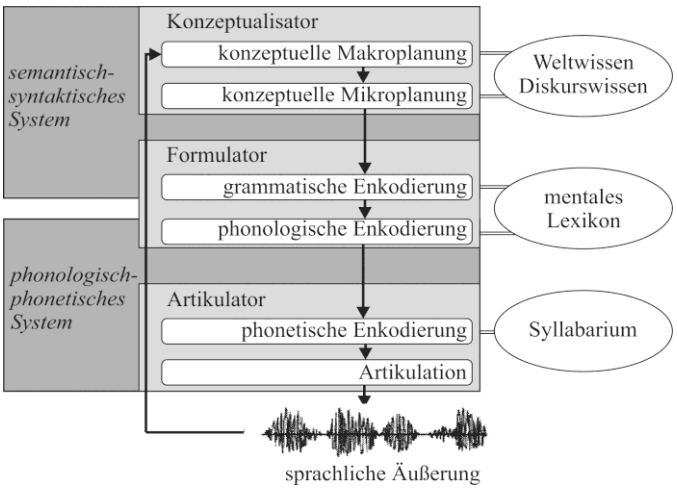

Abb. A.1.1: Modell der Sprachproduktion nach W.J.M. Levelt (Rickheit et al. 2007, 89)

Folgende Erläuterungen bzw. Ergänzungen sind erforderlich:

- Die drei zum System der Sprachproduktion gehörenden Subsysteme (= Module) *Konzeptualisator, Formulator* und *Artikulator* werden in der Leveltschen Theorie als **autonom** betrachtet, d.h., es wird vorausgesetzt, dass sie unabhängig voneinander arbeiten und die Information nur vom oberen zum jeweils unteren Subsystem fließt. Man spricht deshalb von einer *autonomen Theorie*.
- Die Subsysteme arbeiten *inkrementell* (schrittweise parallel), d.h., während von einem Teil der Äußerung im Formulator die Äußerungspartitur erstellt und an den Artikulator weitergeleitet wird, arbeitet der Konzeptualisator bereits am folgenden Teil der zu produzierenden Äußerung.
- Das Modell weist zwei Rückmeldeschleifen als Kontroll- und Korrekturmöglichkeit aus: (1) die Äußerungspartitur, also das Ergebnis der grammatischen und phonologischen Enkodierung, wird überprüft; (2) die produzierte Äußerung wird als akustisches Ereignis wahrgenommen und damit ebenfalls vom Konzeptualisator kontrolliert. Diese Rückmeldung wurde erst in einer zweiten Version der Theorie vorgesehen.
- Die Versprecher-Forschung, mit deren Hilfe man sich den kognitiven Prozessen der Sprachproduktion nähern kann (ausführlich z.B. Grimm/Engelkamp 1981), belegt, dass die Übersetzung der phonologischen in die phonetische Struktur ein hochkomplexer Vorgang ist, der eine davon unabhängige Repräsentationsebene der Silbenstruktur und eine der lautlichen Merkmale vermuten lässt. Bei vielen fehlerhaft produzierten Wörtern bleiben nämlich Silbenstruktur und Akzentstelle unabhängig von ihrer Ausfüllung erhalten und oft werden nur Laute mit ähnlichen Merkmalen vertauscht.

Exkurs
Auch dieses Modell vereinfacht seiner Natur gemäß und lässt viele Fragen unbeantwortet. Beispielsweise ist strittig, mit welchen Einheiten der Formulator (s.o.) arbeitet. So rechnete der bekannte Leipziger Germanist Wolfgang Fleischer (1922–1999) auch mit sog. *vorgeformten Konstruktionen*. Nach seiner Auffassung handelt es sich dabei um lexikalisierte Strukturen, um „Wörter" in der Form von Wortverbindungen, die „als ‚rekurrente' Wortschatzeinheiten nicht aus ihren Bestandteilen nach produktiven Regeln in der Äußerung ‚produziert', sondern als ‚fertiger' Komplex ‚reproduziert'" werden (2001, 108). Seine Begründung:

„Man darf heute wohl von der Erkenntnis ausgehen, dass nicht nur lexikalische Einheiten im engeren Sinn bei einer Äußerung ‚reproduziert' werden, sondern ‚vorgeformte' Satzstücke, Sätze, Satzkomplexe, je nach dem Grad der Entwicklung individueller sprachlich-kommunikativer Fähigkeiten und Fertigkeiten, in Abhängigkeit natürlich auch von den Zielen und Aufgaben des jeweiligen Kommunikationsereignisses und der Kommunikationssituation. (...) wie sollte festgestellt werden, was ‚produziert' und was ‚reproduziert' wird – angesichts starker individueller Unterschiede und angesichts der Tatsache, dass kein Wörterbuch einer entsprechenden Kodifizierungsaufgabe auch nur annähernd gerecht werden könnte? Und wie steht es mit den Sprichwörtern; werden sie nicht auch ‚fertig' reproduziert?" (Fleischer 1982, 68).

Zum Kriterium der Reproduzierbarkeit bei der Bewertung linguistischer Fakten hat sich u.a. auch Annelies Buhofer (1982, 170ff.) geäußert. Untersuchungen zeigen nach ihrer Auffassung, dass es keine Übereinstimmung von linguistischer Sprachbeschreibung und realer Sprachproduktion bzw. realem Sprachverstehen geben kann. Buhofer zieht A. A. Leont'ev heran, der in seinen bekannten „Psycholinguistischen Einheiten..." (1975) die Auffassung vertritt, dass Linguisten mit Charakteristika arbeiten, die zu den Charakteristika des realen redeerzeugenden Apparats keine Beziehung haben.

„Im Prinzip gibt es keine Beweise dafür, dass (linguistisch) ein und dieselbe (nicht mehrdeutige) sprachliche Äußerung unbedingt auf ein und dieselbe Art erzeugt werden muß. (...) der Linguist [ist] organisch nicht fähig, in der Terminologie von Prozessen zu denken: Er operiert nur mit Einheiten und deren Eigenschaften" (Leont'ev 1975, 117f.).

Den u.a. von Levelt (s.o.) vertretenen *autonomen Theorien der Sprachproduktion* stehen *interaktive Theorien* gegenüber, die auf der Annahme fußen, dass die beteiligten Subsysteme miteinander interagieren und auch untere Ebenen die höheren beeinflussen können. Zu diesen interaktiven Theorien zählt die von **Theo Herrmann** und **Joachim Grabowski** (1994) entwickelte *Regulationstheorie des Sprechens*. Anders als Levelt vertritt Herrmann (2005, 208ff.) in einer sehr detailreichen Beschreibung u.a. folgende Positionen:

- Sprechen ist grundsätzlich situationsbezogen. Infolgedessen müssen diejenigen Prozesse im Vordergrund stehen, die diese Situiertheit sichern. Dazu zählen insbesondere die *konzeptuelle Äußerungsplanung* (nach Anlass, Bedingungen, Ziel der Äußerung) und die *interne Regulation* (= Kontrolle und Korrektur/Reparatur) aller Teilprozesse während der Äußerungsgenerierung.
- Bei der Erzeugung des Konzepts der Äußerung, der nichtsprachlichen gedanklichen Struktur (= Message), werden aus dem Wissensspeicher diejenigen Inhalte ausgewählt und linearisiert, über die unter den gegebenen Umständen geredet werden soll. Mit Hilfe einer Struktur von Hilfssystemen werden sie so formatiert, dass sie eindeutig sind und vom Enkodiermechanismus in eine einzelsprachliche Formulierung übersetzt werden können.
- Zu den Hilfssystemen zählen: (1) ein *Generator für grammatische Vorgaben* (Satzart, Tempus, Modus), (2) ein *Transformationsgenerator*, der für die Abstimmung der zu produzierenden Äußerung mit der Situation und dem bisher Gesprochenen sorgt, (3) ein *Kohärenzgenerator*, der die situationsadäquate Kohärenz (= das Zusammenhängen) und Konsistenz (= Widerspruchslosigkeit) der Äußerung sichert, (4) ein *Emphasengenerator*, der mit einzelsprachlichen Mitteln Nachdruck bzw. Eindringlichkeit vorgibt, um so die Aufmerksamkeit des Partners zu steuern, (5) ein *mentales Kommunikationsprotokoll*, das kurze Zeit den Wortlaut der aktuellen Kommunikation und längerfristig die Bedeutungsstruktur des bis dahin Gesagten/Gemeinten enthält.
- Die Generatoren arbeiten parallel und interaktiv. Jeder Generator muss die ihn betreffenden Werte aus der Message jenen Werten angleichen, die ihm das Gesamtsystem auf Grund des Interagierens aller Teilsysteme vorgibt. Dabei ist das Ergebnis jeder Operation eines Generators eine relevante Einflussgröße für die Werte aller anderen Generatoren.

- Die experimentell gestützte Annahme einer *internen Regulation* des Sprachproduktionssystems bedeutet, dass die Ergebnisse einzelner Teilprozesse vor Abschluss des Gesamtprozesses kontrolliert und korrigiert werden können.
- Folgende Regulationsebenen können angesetzt werden: (1) *Generelle Handlungsregulation* = Überwachung des sprachlichen Handelns nach „personrelevanten Kriterien" (Selbstbild, Beziehungspflege, Übereinstimmung mit ethischen oder ökonomischen Grundsätzen usw.); (2) *situationsbezogene Regulation* = laufende Berücksichtigung der Reaktionen des Partners; (3) *Regulation nach dem mentalen Kommunikationsprotokoll* (s.o.) = Überwachung der Sprachproduktion mit dem Ziel, sich nicht zu wiederholen, sich nicht zu widersprechen usw.; (4) *Regulation in Bezug auf das Kommunikationsziel* = es wird geprüft, ob die Message in der erzeugten Äußerung situationsgemäß und wirkungsvoll realisiert wird; (5) *Regulation elementarer Fehler* = lexikalische, grammatische, phonetische Fehler werden korrigiert.

A.1.2.3 Sprachrezeption

Von der Psycholinguistik wird die Sprachrezeption gewöhnlich als das serielle (= nacheinander erfolgende) Erkennen bzw. Verstehen von Phonemen, Morphemen, Wörtern, Sätzen und Texten beschrieben. Der kognitive Prozess verläuft somit, wie das folgende Modell (Abb. A.1.2) zeigt, auf den gleichen Ebenen wie bei der Sprachproduktion, jedoch in umgekehrter Richtung.

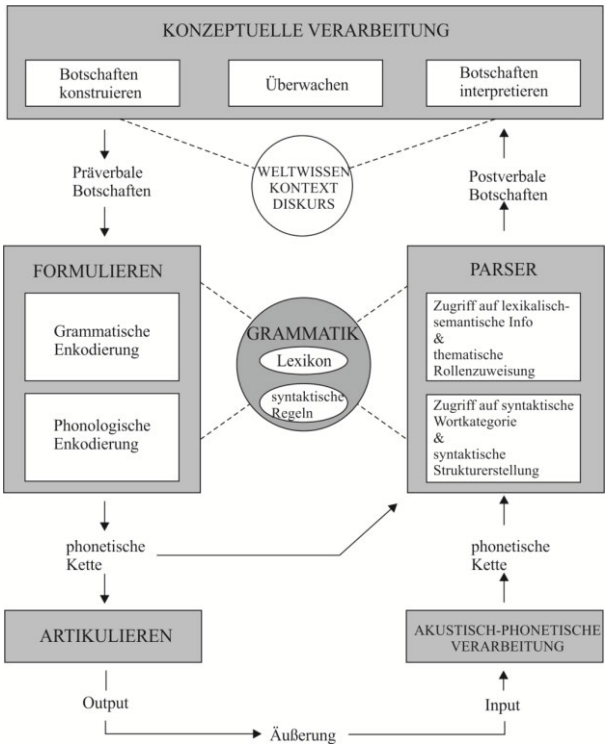

Abb. A.1.2: Sprachverarbeitungsmodell nach Friederici (2006, 347)

Die Abb. A.1.2 ist einer Publikation von **Angela D. Friederici** (geb. 1952, Neuropsychologin am MPI für Kognitions- und Neurowissenschaften Leipzig) entnommen worden und erfordert folgende Erläuterungen:

- Die Annahme serieller Abläufe wie in der Rezeptionsseite des vorgestellten Modells, also der fortschreitenden, von den Lauten zum Text aufsteigenden Analyse des Wahrgenommenen mit der schrittweisen Extraktion der Bedeutung wird auch als *Bottom-up-Ansatz* der Verstehenstheorie bezeichnet. Eine gegenläufige Theorie ist die *Top-down-Verarbeitung*, bei der interaktive Abläufe angenommen werden, d.h., zentral gesteuerte Antizipationen beeinflussen die Reizanalyse, die bei Übereinstimmung abgebrochen wird (s. Rickheit et al. 2007, 108ff.). Theorien mit Top-down-Ansatz beziehen *möglichst früh* „Weltwissen" (z.B. Schema- oder Script-Wissen, mentale Modelle usw.) in die Verarbeitung ein und nehmen an, dass Rezipierende auf diesem Weg, durch den Aufbau von textbezogenen mentalen Szenarien (mit Rollen und Details) am ehesten in der Lage sind, nicht nur das Gesagte zu identifizieren, sondern möglichst genau zu erfassen, was der Sprecher **meint.** Friederici selbst schränkt die Gültigkeit des Bottom-up-Models ein, indem sie erklärt, dass nach den vorliegenden Verhaltensdaten bisher nicht gesagt werden kann, ob serielle (autonome) oder interaktive Prozesse ablaufen. Neuere physiologische Daten weisen nach ihrer Darstellung darauf hin, dass einzelne Komponenten in der ersten Verarbeitungsphase zunächst autonom arbeiten und erst in einer späteren Phase miteinander interagieren (Friederici (2006, 346ff.).
- Die Probleme werden besonders deutlich bei der Frage, wie Phoneme identifiziert werden, weil deren Realisationen (Allophone) artikulatorisch und akustisch stark variieren, oft nicht segmentierbar sind und eine Reihe von ihnen phonologisch 2 oder mehr Phonemen zugeordnet werden müssen. Eine autonome Identifizierung ist daher in vielen Fällen überhaupt nicht möglich. Offenbar bestehen keine ein-eindeutigen Beziehungen zwischen Signalmerkmalen und Wahrnehmungskategorisierung. Bottom-up-Modelle müssten folglich erklären, wie es trotzdem möglich ist, dass auch bei Mehrfachzuordnungen der Allophone Phoneme ohne Schwierigkeit erkannt werden (Herrmann 2005, 283ff.; Höhle 2010, 39ff.). Nur interaktive Abläufe ermöglichen dies.
- Gegen eine strenge seriell-autonome Verarbeitung sprechen auch Ergebnisse, die schon in der Mitte des vergangenen Jh. experimentell ermittelt wurden: Es zeigte sich nämlich bei der Wahrnehmung von Wörtern, dass die Phonemidentifikation abgebrochen wird, wenn das Wort an seiner Gestalt und/oder aus der prosodischen Form und/oder aus dem Zusammenhang heraus „erraten" werden kann. Dies erfolgt offenbar nicht erst, wie Friederici meint, in späteren Phasen, sondern bereits am Anfang des Verarbeitungsprozesses.
- Friederici ist zuzustimmen, wenn sie einen Wechsel von autonomer und interaktiver Verarbeitung annimmt. Die Vorstellung, dass die Rezeption bei der außerordentlichen Kreativität und Anpassun gsfähigkeit des Gehirns nicht *aufgabengerecht* erfolgt, also der Verarbeitungsmodus nicht entsprechend der Aufgabenstruktur gewählt wird, sondern nach einem festen Schema verläuft, kann als unwahrscheinlich bewertet werden.

Herrmann (2005, 251ff.) geht nach dem Top-down-Ansatz vor. Anders als die Psycholinguistik aber sieht er im Sprachrezeptionsprozess nicht die Tätigkeit eines spezialisierten, abgekapselten, stets in Höchstform arbeitenden Apparats. Im Rahmen des Gesamtzusammenhangs des menschlichen Handelns und Erlebens ist für ihn die Sprachrezeption vielmehr „*eine situationsspezifisch variierende Modifikation des mentalen Gesamtsystems*", die sporadisch auftritt und zu anderen Modifikationen hinzukommt (ebd. 251). Er erklärt hierzu: Im Wachzustand wird unser Bewusstsein – angestoßen durch Wahrnehmungen aus der Innen- und Außenwelt – fortwährend durch wechselnde Kognitionen, Emotionen, Volitionen, Erinnerungen, aktivierte Wissensschemata usw. durchflutet und modifiziert (deshalb die Metapher „Bewusstseinsstrom"). Solche Modifikationen werden auch durch gesprochene Sprache ausgelöst, die im Laufe des Tages hin und wieder an unser Ohr gelangt, aber unterschiedlich bedeutsam ist und folglich unterschiedlich genau aufgegriffen wird. Diese unterschiedliche Bedeutsamkeit erfasst Herrmann mit sieben Modifikationsstufen, auf denen sich die Rezeptionsintensität schrittweise steigert, und zwar von Stufe 1: „*Der Rezipierende nimmt nur wahr, dass irgendwo gesprochen wird*", bis Stufe 7: „*Er rekonstruiert das Verhältnis von Gesagtem und Gemeintem*". Aus dieser Perspektive diskutiert Herrmann (1994; 2005 und öfter) eingehend die psycholinguistischen Überlegungen zum Erkennen von Wörtern, Sätzen usw.

Diese Stufung ist auch für die Sprechwissenschaft relevant. Die Rhetorik wird sich im Normalfall nur für die höchste Stufe interessieren, Übungsbehandlung und Phonetikunterricht müssen aber nicht selten das Erkennen und Nachahmen von Lauten und Prosodieformen fokussieren, und in der Sprechkunst kommt es mitunter auch darauf an, dass allein die momentane Einstellung des Sprechers erfasst wird, nicht aber die Formulierung der Äußerung usw. Folglich läuft nicht bei jeder Rezeption das komplette Verarbeitungsprogramm ab. Nicht selten sind einzelne Teilprozesse verzichtbar oder kompensierbar. Bei der Sprachproduktion müssen dagegen alle Ebenen nacheinander abgearbeitet werden.

A.1.2.4 Sprachverwendung und Emotion

Die *Emotion* zählt nach einem in Psychologie und Philosophie tradierten Modell neben der *Kognition* und der *Volition* (= von der Personalität des Individuums bestimmter Wille, abgehoben von Triebkraft und instinktmäßiger Energie) zu den drei grundlegenden Kräften der menschlichen Psyche (Städtler 1998, 227). Durch Selbstbeobachtung erfahren wir in vielen Situationen, wie stark Emotionen unsere Wahrnehmung, unser Denken, Bewusstsein und Handeln beeinflussen.

In linguistischen und psycholinguistischen Publikationen (s. z.B. Fiehler et al. 2004; Höhle 2010) werden Emotionen bislang nicht oder nur am Rande behandelt. Die „kognitive Wende" in der Psycholinguistik hatte erkennbar zur Folge, dass neben der Kognition als einem vorgeblich völlig autonomen Prozess zwar das Bewusstsein fokussiert wurde, emotionales Erleben der personinternen Prozesse und der Person-Umwelt-Beziehung blieb aber nach wie vor unbeachtet. Emotionen wurden als belanglose Nebeneffekte angesehen; ihre Wirkung auf die Kommunikation wurde in manchen Publikationen als desorganisierend bewertet. Nur um Äußerungsbedeutungen von Sprechakten benennen zu können, führten einige Autoren die Emotion als Beschreibungskategorie ein. Die umfangreiche Diskussion, die in den 1980er-Jahren von Psychologen zum Status der Emotion und ihrer Interaktion mit der Kognition geführt wurde (s. z.B.

Zajonc 1980; Mandl/Huber 1983; Lantermann 1983; Eckensberger/Lantermann 1985), blieb in der Linguistik und Psycholinguistik weitgehend unbeachtet. Allerdings gab es in letzter Zeit mehrere, auch kontrastiv angelegte Untersuchungen zum Emotionsvokabular (z.B. Wierzbicka 1999) und zur Funktion der Emotion in Gesprächen (z.B. Weigand 2004).

Eine Konzeptualisierung, die die psychischen Prozesse der Sprechkommunikation allein als kognitive Leistungen erklärt, ist für unsere Sichtweise wenig hilfreich. Der Sprechwissenschaftler muss davon ausgehen, dass Sprechen mehr ist als die Generierung von sprachlichen Formulierungen, dass es vielmehr ein Prozess ist, in dem der Sprechende (intentionsgerecht, aber möglicherweise wie beim Schauspielen maskiert) sein gesamtes psychisches Geschehen entäußert und hierfür alle verfügbaren Ausdrucksmittel (verbale, paraverbale und nonverbale) situationsabhängig mit wechselndem Gewicht und unterschiedlicher Kombination einsetzt. Da bereits die Alltagserfahrung zeigt, dass infolgedessen alles Geäußerte emotionale Information übermittelt, gilt unser Interesse dem Zusammenwirken von Kognition und Emotion. Für uns ist es wissenswert, wie die emotionspsychologischen Aspekte (vgl. z.B. Scherer 1990; Städtler 1998; Ulich/Mayring 2003; Mees 2006) in die Lösung sprechkommunikativer Probleme eingearbeitet werden können.

Die Bezeichnung *Emotion* steht für ein hypothetisches Konstrukt, das in besonderem Maße kontrovers diskutiert wird und viele konzeptuelle Probleme aufgeworfen hat. Seit Darwin begriff man Emotionen zumeist als instinktähnliche Anpassungsmechanismen, die, so schon **René Descartes** (1596–1650, französischer Philosoph und Naturwissenschaftler, begründete mit Spinoza, Leibniz und anderen den neuzeitlichen Rationalismus), für das Überleben und die Handlungsregulation sorgen und deshalb von vielen Psychologen mit Motiv und Motivation gleichgesetzt werden (Ulich et al. 1996, 115). Für K.R. Scherer (1981, 309) sind sie ein Mechanismus, der im Laufe der Evolution starre reflexartige Reaktionsmuster bzw. instinktmäßige angeborene Auslösemechanismen ersetzte und bei wachsenden Verhaltensinventaren eine adäquatere Anpassung des Verhaltens ermöglichte.

Bei uneinheitlicher, zum Teil verwirrender Terminologie gibt es zahlreiche Emotionstheorien, die **Dieter Ulich** (geb. 1940, Entwicklungspsychologe, ehemals Universität Augsburg) nach ihrer konzeptuellen Orientierung unterscheidet:

- *Psychophysiologische Theorien* = Emotionen werden weitgehend mit Erregungsveränderungen im Nervensystem, in Drüsen, Gefäßen, Muskeln u.ä. gleichgesetzt; ein bewusstes Erleben wird negiert.
- *Psychoanalytische Theorien* = Emotionen sind triebgesteuerte Erlebniszustände; sie variieren zwischen Lust und Unlust und dienen dem Aufbau sozialer Objektbeziehungen.
- *Behavioristisch-lerntheoretische Vorstellungen* = Emotionen sind angeborene reflexhafte Reaktionen zunächst auf drei angeborene Auslöser: (1) laute Geräusche > Furcht, (2) eingeschränkte Bewegungsfreiheit > Wut/Zorn, (3) sanftes Streicheln > Zuneigung/Liebe. Durch Lernvorgänge werden im Laufe der Entwicklung weitere Reiz-Reaktions-Verknüpfungen aufgebaut.
- *Emotionsbezogene Mehrebenen- und Prozess-Komponenten-Modelle* = Nach K. R. Scherer (1990) z.B. sind bei emotionalen Prozessen fünf Subsysteme beteiligt: (1) Informationsverarbeitung (Bewertung des Reizes durch Gedächtnis, Vorhersage usw.), (2) Versorgung (durch Regulation der neuroendokrinen, somatischen und

autonomen Zustände), (3) Steuerung (Wahl eines der Motive und Vorausplanung der Aktion), (4) Aktion (motorischer Ausdruck und dessen Kontrolle), (5) Monitor (Aufmerksamkeitskontrolle über die gegenwärtigen Zustände und Feedback an die anderen Subsysteme). Entscheidend ist das informationsverarbeitende Subsystem; es stellt mit mehreren Checks fest, a) ob sich innere oder äußere Reize verändert haben und ob sie vertraut und vorhersagbar sind, b) ob sie angenehm oder unangenehm sind und ob sich folglich Annäherung oder Vermeidung empfehlen, c) ob das auslösende Ereignis den Zielen der Person entspricht und d) ob sie glaubt, es kontrollieren zu können, e) ob das Ereignis den inneren und äußeren Standards/Normen entspricht. Die Ergebnisse dieser Prüfung wirken auf die anderen Subsysteme ein (Ulich et al. 1996, 118f).

Für die sprechwissenschaftliche Forschung können u.a. folgende Konzeptualisierungen interessant sein:

(1) **Dieter Ulich** geht bei seiner Emotionsbestimmung phänomenologisch vor. Für ihn sind Emotionen psychische Zustände mit folgenden Kennzeichen: (1) Sie sind *eine* Seite des *einheitlichen psychischen Geschehens*, in dem wir Kognitionen erkennen, wenn es um Gedanken und Wissen geht, Motive, wenn nach Beweggründen gefragt wird, Emotionen (= Gefühle, Stimmungen), wenn unsere Aufmerksamkeit auf die subjektive Befindlichkeit (das „Zustandsbewusstsein" nach W. Wundt) gerichtet ist. (2) Sie entstehen, indem „individuumspezifische Wertbindungen" bei personrelevanten Ereignissen zu einem *Berührtsein* führen. (3) Sie treten oft spontan und willkürlich auf; die Person *erlebt* sie als etwas, was ihr ohne eigene Aktivität widerfährt. (4) Sie sind *durch sich selbst bestimmte* Phänomene, die nicht durch ihre mögliche Rolle als Handlungsregulatoren oder Überlebensgaranten zu klassifizieren sind. (5) Als Reaktionen auf ein Ereignis erfolgen sie nach einem *emotionalen Schema*, durch das sich die Person der emotionalen Bedeutung eines Ereignisses bewusst wird (Ulich/Mayring 2003, 45ff.).

(2) Für **Theo Herrmann** (1994, 177ff.) treten Emotionen im Kommunikationsprozess als emotionale Bewertungen auf. Danach hat jede Sprach- und die mit ihr stets verbundene Personenwahrnehmung *Bewertungsoperationen* zur Folge, die sich auf die Umgebungskonstellation, das aktualisierte Wissen, das Partnermodell, die Selbstrepräsentation u.a. beziehen und in verschiedenen Kategorien erfolgen (z.B. falsch-richtig, gut-schlecht, fröhlich-traurig, erlaubt-verboten). Es werden immer paraverbal-prosodische und nonverbal-visuelle Informationen mitverarbeitet. Die Bewertungen können z.B. als Eindruck oder Konstatierung von *Gefallen, Missbehagen, Sympathie, Bedrohlichkeit, Freude, Traurigkeit, Langeweile* usw. charakterisiert werden. Sie lösen unterschiedliche Operationen aus; stimmt beispielsweise eine Äußerung nicht mit dem Partnermodell überein, so sind „Beseitigungsoperationen" erforderlich, die etwa in einer Neubewertung des Partners bestehen können.

(3) **Monika Schwarz-Friesel** (geb. 1961, Kognitionswissenschaftlerin an der TU Berlin), ehemals Verfechterin einer autonomen Kognition, wendet sich in ihrem Buch „Sprache und Emotion" (2007) konsequent gegen Konzeptualisierungen, die die Emotion bei der Erklärung kognitiver Prozesse ignorieren. Nach der vorherrschenden Auffassung in der Psycholinguistik besteht *kognitives Verhalten* aus den mentalen Repräsentationen modular organisierter Kenntnissysteme (hierzu gehören z.B. das sprachliche, perzeptuelle, motorische, olfaktorische System), die selektiv, fokussiert oder latent, bewusst oder unbewusst aktiviert werden können. Schwarz-Friesel beschreibt dagegen einen